

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 41 (1944)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücherbesprechungen — Comptes rendus de livres

Neuere Arbeiten zum Volkslied.

Eva Fredrich, Der Ruf, eine Gattung des geistlichen Volksliedes. Germanische Studien, Heft 174. Dr. Emil Ebering, Berlin 1936. 165 S. RM. 6 60 (1)

Werner Kohlschmidt, Selbstgefühl und Todesschicksal im Liede des deutschen Soldaten. Untersuchungen zur Geschichte des deutschen Soldatenliedes und zur Bestimmung des „sentimentalen“ Volksliedes. Moritz Diesterweg, Frankfurt 1940. 104 S. RM. 3.60 (2)

Hermann Kolesch, Schwabentum im Schwabenlied. Arbeiten aus dem Institut für Deutsche Volkskunde, Universität Tübingen. W. Kohlhammer, Stuttgart 1936. 170 S. RM. 9.— (3)

Otto Drüner, Die deutsche Volksballade in Lothringen. Beiträge zur Erforschung ihrer Weisen. Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsass-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt. Neue Folge Nr. 21. Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main 1939. 138 S. und 36 S. Musikbeilagen. RM. 6.— (4)

Lambrecht Lambrechts, Limburgsche Lieder. Commissie van het Oude Volkslied. Samenw. Maatschappij Volksdrukkerij. Gent 1936. 136 S. (5)

Hans v. d. Au, Das Volkstanzgut im Rheinfränkischen. Giessener Beiträge zur deutschen Philologie, Heft 70. Otto Kindt, Giessen 1939. 160 S. RM. 5.50 (6)

Friedrich Wilhelm Neumann, Geschichte der russischen Ballade. Schriften der Albertus-Universität. Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 5. Ost-Europa-Verlag, Königsberg und Berlin 1937. 356 S. RM. 9.50 (7)

Inhaltlich und formal aus mannigfaltigem Frühern genährt, bilden sich im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts bald mehr episch gehaltene, bald mehr nur bittartige Lieder heraus, die, vor allem bei Wallfahrten und Prozessionen gesungen, früh schon den Namen des „Rufes“ erhalten und zum Gute des Volkes werden. An diesen „Volksruf“ knüpfen in den Zeiten der Glaubenskämpfe die Dichter der „Kunstrufe“ an, um mit ihnen und den erst jetzt häufiger gedruckten alten Rufen sowohl dem machtvoll aufblühenden protestantischen Kirchenlied wie dem reich entwickelten weltlichen Volkslied zu begegnen. Rufhafte Züge und Elemente dringen aber auch weiter in alle neu wie altgläubige geistliche Kunstlyrik ein, und einzelne Rufe leben noch im Volkslied der Gegenwart. Die Studie von E. Fredrich (1), die, allerdings ohne die Schärfe und Eindringlichkeit des Vorbildes, offenkundig an Arthur Hübners Buch über die deutschen Geisslerlieder anknüpft, hat das Verdienst, die Liedgattung als solche sehen zu lassen, und aus der guten Gegenüberstellung der beiden Spielarten gewinnt sie richtige und wichtige Wesenszüge des „Volksliedes“. Leider fehlt nur die Auswertung der Erkenntnis, dass auch jene Volksrufe einst ihre Dichter hatten. So wird dem Volke gegeben, was tatsächlich einer früheren literarischen Entwicklungsstufe gehört.

Eine einzelne Volksliedgattung untersucht auch W. Kohlschmidt (2). Zu der von M. Sommerfeld begründeten Literarhistorischen Bibliothek, in der auch J. Meiers „Lesebuch des deutschen Volksliedes“ erschienen ist, hat er 1936 das Bändchen über das Soldatenlied beigelegt und seiner dankenswerten Auswahl ein Nachwort über die Entwicklung und die Hauptmotive des im Munde des deutschen Soldaten lebenden Liedgutes beigelegt. In Wiederaufnahme der dort gestellten Wesensfrage und mit demselben Material prüft die 1937, also noch vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, abgeschlossene neue Arbeit die Haltung des deutschen Soldatenliedes zum Problem des Todes und versucht, auf Grund der hier sich ergebenden Einsichten Wesen und Recht des „Sentimentalen“ im Soldatenlied und damit allgemein im Volkslied klarzulegen. Den einleitenden methodischen Erörterungen gebricht es etwas an der scharfen Profilierung der Begriffe. Dagegen sind wertvoll die eingehenden Interpretationen bezeichnender Liedstücke vom 16. Jahrhundert bis in den ersten Weltkrieg. Sie zeigen anschaulich, wie mit dem Wandel des Soldaten vom Landsknecht über den zwangsweise Ausgehobenen oder gar Gepressten bis zuletzt zum Gliede des Volksheeres sich auch die Stellung zum Hauptanspruch des Soldatentums, Töten und Getötetwerden, ändert, und sie lassen verfolgen, wie aus dem unbekümmert ungebrochenen Hinnehmen des Todes als Berufsrisiko und Schicksal allmählich Todesbewusstsein und Todesrührung aufsteigen, wie das Wichtignehmen des eigenen Ich zu immer breiterer Ausmalung der Empfindungen führt, wie Spiel und Scherz als gegenempfindsame Rückschläge sich einstellen und Todestroht und Todesgefasstheit aus dem Gefühl der Kameradschaft und dem des Stehens im Dienste eines grossen Führers oder einer grossen Sache gewonnen wird. Seit dem Verlust jener ursprünglichen Ungebrochenheit erfüllt die Lieder die Spannung zwischen soldatischer und bürgerlicher Wirklichkeit, und man wird dem Verfasser für die Beantwortung der grundsätzlichen Frage beipflichten dürfen, dass die Empfindsamkeit ein wesentlicher Bestandteil des Soldatenliedes ist, und dass wir sie ihm auch zuzugestehen haben, sobald sie aus der soldatischen Wirklichkeit herausgewachsen und nicht bloss von aussen an sie herangetragen ist.

Die Arbeit von H. Kolesch (3) geht in anderer Richtung. Sie ist die erste Veröffentlichung des nach dem politischen Umbruch neu gegründeten Institutes für Deutsche Volkskunde an der Universität Tübingen, ihre Aufgabe der Nachweis der Gültigkeit der nationalsozialistischen Rassenlehre auch für das Volkslied. Der Nachweis kann natürlich nicht anders als gelingen. Was schwäbisch ist, ist schön und edel, was schön und edel, schwäbisch oder doch deutsch. Die Volksseele taucht wieder als Verfasserin der schönsten Lieder auf, auch wenn sie den Namen Friedrich Silchers oder den der Studenten und Seminaristen trägt, die ihm zu einer überlieferten Anfangsstrophe die nötigen weitem dichteten. Nur aus der Keuperlandschaft von Neckar- und Remstal erklärt sich „Bin i nit e Bürschle auf der Welt“, obwohl es auch auf der Schwäbischen Alb sogut wie bei den Appenzeller Stubentänzen gesungen wird. Solche und andere Fälle belegen ja nur höchst willkommen das Übergreifen des Volkstums über die leidige Staatsgrenze. Der Gläubige kommt also voll auf seine Rechnung. Der Schwabe wird sich freuen, die ihm lieben Lieder hübsch und bei aller Gesinnungstüchtigkeit doch wieder so schwäbisch gutmütig besprochen zu finden. Für die Wissenschaft zählt der ganze erste Teil nicht, da

ihm die geschichtliche Schau und jeder wirkliche und darum erst bündige Schlüsse erlaubende Vergleich mit dem ausserschwäbischen Liede fehlen. Wertvoller ist der zweite Teil, der aufzeigt, wie im Schwabenlied sich Sitte und Brauch und volkstümlicher Glaube des schwäbischen Volkes widerspiegeln. Manche Volksliedstelle erhält hier ihre willkommene Erläuterung. Es entsteht auf Grund des Liedgutes eine kleine Volkskunde des liebenswerten Schwabenlandes. Wenn dem Leser dabei immer wieder die Parallelen aus andern Gegenden einfallen, so beweist das nur, wie wenig ausschlaggebend letztlich Stamm und Rasse sind.

Fredrich, Kohlschmidt und Kolesch beschränken sich bei ihren Untersuchungen auf die textliche Seite der Lieder und lassen die Weisen beiseite. Für die genauere musikalische Erforschung des Volksliedes ist überhaupt noch reichlich zu tun und darum jeder ernsthafte Beitrag dazu zu begrüßen. Die ausgezeichnete Studie von O. Drüner (4) stellt einen solchen dar. Nach den Arbeiten von M. Ittenbach über die „Mehrgesetzlichkeit“ und von F. Speiser über „Das Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringerdorfes“ rückt sie erneut ins Licht, was für die ganze Volksliedforschung jene herrlichen „Verklingenden Weisen“ bedeuten, die unter grossmütiger Gewährung durch die französische Regierung der vor kurzem verstorbene verehrungswürdige Pastor Louis Pinck in seiner geliebten Lothringer Heimat gesammelt und herausgegeben hat. Sie ruht andererseits auf dem, was das Freiburger Volksliedarchiv unter John Meiers wissenschaftlich strenger Zucht zusammengebracht und ermittelt hat, nicht zuletzt auf den erstaunlichen Balladenbänden der „Deutschen Volkslieder mit ihren Weisen“, und dazu auf der soliden musikwissenschaftlichen Schulung durch J. Müller-Blattau. Da ist nun keine Verfallenheit an politisch bedingte Modetheorien und keine Vergötzung von Rasse und Gemeinschaft. Es wird umgekehrt die Wichtigkeit nachgewiesen einesteils der den deutschen und den französischen Liedern gemeinsamen Elemente und Züge, andernteils der durch Begabung und seelische Kraft überdurchschnittlichen Einzelpersönlichkeiten, der, wie die schöne Prägung Drüners heisst, „seltenen Menschen“. Man denkt gerne an Hoffmann-Krayers Aufsatz über die „Individuellen Triebkräfte im Volksleben“ und an das, was Karl Meuli auf dem Gebiete der Sitte gezeigt hat, wenn Drüner es offen ausspricht: die Persönlichkeit ist Träger und Hüter des Volksliedes; nicht dem Lothringer „Volk“, sondern den paar einzelnen begabten Sängern und Sängerinnen verdanken wir das Liedgut, das eben noch vor dem Untergang Pinck und seine von ihm bestimmten jüngern Helfer festgehalten haben.

Dieses Liedgut wertet Drüner aus zur Klärung der alten Streitfrage über den Rhythmus des alten deutschen Volksliedes. Es wird die Lösung sein und entspricht Beobachtungen, die sich auf dem Gebiete der Verskunst machen lassen, wenn er annimmt, dass eine ideelle Isometrie im lebendigen Singen des wirklich musikalischen Sängers die polymetrische, besser die scheinpolymetrische Gestalt erhält, und es würde leidige Zwistigkeiten über die Aufnahmeart von Schweizer Volksliedern beheben, wenn für sie wie von Drüner die Unterscheidung W. Wioras von „Protokollnotation“ und „Durchschnittsnotation“ übernommen würde. In ähnlicher Weise werden die Wandlungen der Tonalität aufgezeigt, und als Krönung des Ganzen zeichnet endlich ein dritter Teil die „Umriss einer Typenlehre der Lothringer Erzählweise“. So bescheiden der Titel lautet, so viel ist hier geleistet. Denn wenn mit aller Umsicht und Ein-

sicht die einzelnen Balladen in die verschiedenen Epochen der Musikgeschichte — Mittelalter, Übergang zum jüngern Volksliede, 17. Jahrhundert, 18. Jahrhundert — hingewiesen werden, so wird einer der besten Beiträge zu der immer noch nicht geschriebenen umfassenden Geschichte des deutschen Volksliedes geliefert. Aus den paar letzten Seiten mit ihrer grossen, aber solid fundierten Übersicht weht den Leser ergreifend der Atem des geistigen Geschehens an. Es wird eingeschränkt die Lehre Kurt Hubers von den dauernden Volksliedlandschaften; die alten Sammler Hoffmann von Fallersleben, Zuccalmaglio, Arnold, Haxthausen, Annette von Droste-Hülshoff, aber auch die alten katholischen Gesangbücher gelangen zu neuen Ehren; und Lothringen mit seinen „Verklingenden Weisen“ steht da als Rückzugsgebiet des ältern Volksliedes der Rheinlande.

Zu den lothringischen Weisen kann Drüner mehrmals Parallelen zu Fl. van Duyses „Het Oude Nederlandsche Lied“ (1903—1907) anführen. Der Kenner der Volksliedforschung weiss, was dieser Leistung, und zwar auch fürs deutsche Volkslied, zu verdanken ist. Er wird deshalb das Liederheft (5) aus dem Nachlass des 1932 zu Gent verstorbenen, in seiner Heimat wohlbekannten Dichtersängers und Musik- und Liedhistorikers Lambrechts freudig begrüßen, das einen Nachtrag darstellt zu desselben Verfassers „Limburgsche Volksliederen“ (1937) und über das die von uns um ihr Urteil gebetene Ina Lohr, selber Holländerin und ausgezeichnete Kennerin der alten Musik, sich folgendermassen äussert: „Die Sammlung «Limburgsche Lieder», gesammelt und aufgezeichnet nach dem Volksgesang, gibt ein interessantes und wertvolles Material, das van Duyses grosse Sammlung in mancher Weise ergänzt. So finden sich in diesem berühmten Werk selten die jetzt noch in Holland und Flandern gesungenen — zum Teil auch zersungenen — Melodien mit grossen Intervallsprüngen und Leitönen, wie sie sich im 19. Jahrhundert durchgesetzt haben. Da Lambrecht notiert hat, wie er singen hörte, haben wir erst durch dieses Vergleichsmaterial die Möglichkeit, die Geschichte einiger Melodien bis auf heute zu verfolgen und den Wert der älteren Fassung gegenüber der neueren sachlich zu beurteilen. Lambrechts Arbeit ist der saubere und sympathische Versuch, das überall noch lebendige, sich immer verändernde Volkslied, so wie es um die Jahrhundertwende gesungen wurde, festzuhalten. Wenn dabei der oft etwas starre Rhythmus bei schwungvollen Melodien befremdet, so ist das auf unsere arme, taktgebundene Notationsweise zurückzuführen, die immer nur mangelhaft genügt für den freien, mensuralen Wortrhythmus, der auch heute noch jedem wahren Volkslied zugrunde liegt“.

Vom Volkslied weiter zum heute allenthalben neu belebten und auch in das Blickfeld der ernsten Wissenschaft gerückten Volkstanz führt H. von der Au (6), der bekannte Herausgeber einer Reihe der Volkstanzhefte des Bärenreiterverlages. Auch seine neue Schrift beruht auf der eigenen umfassenden Sammeltätigkeit im Gesamtgebiet der rheinfränkischen Mundart. Nach einer Einleitung über die Stellung des Tanzes im z. T. äusserst farbigen und reichen Brauchtum des betrachteten Raumes gibt der Hauptteil die genaue Beschreibung und womöglich die Geschichte der einzelnen Tanzarten, eingeteilt in die Gruppen Figurentänze, ältere Tänze, Rundtänze, Tanzspiele und geordnet nach der Systematik, wie sie von der Au selber und im Anschluss an ihn Raimund Zooders aufgestellt haben, und der Schluss gelangt über diese sauber und klar dargestellten Einzelheiten hinaus zu wiederum wertvollen Ergebnissen. Ur-

sprünglich zumeist kultisch-zaubrische Handlung zur Beförderung der Fruchtbarkeit des Ackers und seiner Bebauer und getragen von den getrennten Gruppen der Burschen- und der Frauenbünde, hat der Tanz aus der Sache selbst das Gestaltungsprinzip der Bewegungen und der Formen und die dazutretenden sinnbedingten Gesten gewonnen. Bei gleichen Trägern und gleicher Grundhaltung treten später Ansätze zu Tanzformen hinzu, die schon durch Denken und Formungswillen hindurchgegangen sind. In allmählicher Verweltlichung endlich entwickelt sich daraus der Reichtum des rheinischen Volkstanzes. Das Rassische spielt dabei keinerlei nachweisbare Rolle. Es begegnen sich vielmehr Ausstrahlungen von rings herum, und zwar so, dass der mainfränkische und bayrische Raum und der Süden mit seinem Ländler vor allem wirksam wurden und dass gleichlaufend zur Entwicklung der Mundart das Süddeutsche sich in deutlichem Vormarsch zeigt.

Fr. W. Neumann (7), aus der Schule von R. Unger und dem Leipziger Slavisten R. Trautmann, behandelt die Geschichte der russischen Kunstballade von ihren unter westlichem Einfluss stehenden empfindsamen Anfängen des ausgehenden 18. Jahrhunderts über die romantische, die rationalistisch-realistische und die nationalrussische Gestaltung bis hin zu den paar wenigen Beispielen der bolschewistischen Ausprägung. Aber sie hat auch für das Volkslied einige Bedeutung. Denn sie liefert mit der Einleitung einen Beitrag zur Begriffsbestimmung der Ballade, weist nach, wie auch in der russischen Literatur die Kunstdichtung von der Volkspoese, vor allem den berühmten Bylinen, befruchtet wurde, und lässt erkennen, wie auch hier mit der starken, dichterischen Einzelpersönlichkeit — bei der russischen Ballade sind es nach Vasilij Zukovskij und Puschkin besonders Alexei Tolstoj und Lermontov und in jüngster Zeit A. A. Blok und S. A. Jesenin — eine Gattung steht und fällt.

W. Altwegg.

Wolfgang Sichardt, *Der alpenländische Jodler und der Ursprung des Jodelns*. Schriften zur Volksliedkunde und volkskundlichen Musikwissenschaft. Hahnefeld, Berlin, 1939. — Eine interessante, sehr anregend geschriebene Schrift, die eine Fülle wertvollen Materials bringt. Leider scheint der Verfasser die Schweizer Verhältnisse vor allem in geographischer Hinsicht nicht genügend zu kennen, so dass ihm eine bedenklich grosse Anzahl von Schnitzern unterläuft (es gibt bei uns keinen Kanton Toggenburg und keinen Kanton Berner Oberland, die Flumser und nicht die Flimser Berge liegen im St. Gallischen, Dauphiné und Savoyen sind keine Gebiete der franz. Schweiz, etc.). Wie kann Sichardt ferner sagen, dass die germanisch-alemannische Ausformung der Fa-Tonalität gerade im Appenzell sicher sei, ohne uns zu erklären, wie dies ausgerechnet in demjenigen Kanton möglich ist, für den eine keltische Besiedlung ohne nachherige Überdeckung durch alemannische Siedler sich in den jetzt noch anzutreffenden Volkstypen am ehesten nachweisen lässt. Recht flüchtig scheint auch das rätoromanische Gebiet durchforscht zu sein; von den im Schweiz. Volksliedarchiv gesammelten rätoromanischen Melodien scheint Sichardt wenigstens keine Kenntnis gehabt zu haben. So ist denn die ganze Abhandlung mit etwelcher Vorsicht zu benützen, wobei wir aber dem Verfasser Dank wissen, das ganze Problem einmal aufgerollt und in mancher Hinsicht nützliche Vorarbeit geleistet zu haben. Das letzte Wort über den Jodel dürfte allerdings mit dieser Schrift noch nicht gesprochen sein.

R.-I.

Werner Dankert, *Das europäische Volkslied*. Hahnefeld, Berlin, 1939. — Dankert unternimmt in diesem Buche den Versuch, Wesenheit und Besonderheit der verschiedenen europäischen Volksliedergruppen in ihrer verschiedenen Gestaltung zu erfassen und zu erforschen. Eine imponierende Fülle von höchst interessantem Material ist hier von den verschiedensten Volksgruppen zusammengetragen, wobei das zum grössten Teile noch ganz unbekanntes Material der östlichen Randvölker unser besonderes Interesse erregen muss. Das Buch wird für jeden, der sich mit der Forschung über das Volkslied auseinandersetzen will, ein wertvoller Helfer sein. Als Schweizer kann man höchstens bedauern, dass das typisch schweizerische Volkslied, ausgenommen in seiner rätoromanischen Fassung, sehr flüchtig gestreift wird, aber diese Lücke wird eben durch schweizerische Forscher geschlossen werden müssen. Und ganz persönlich möchte ich bedauern, dass der Genuss an der fesselnden Lektüre durch die ungewöhnlich komplizierte sprachliche Gestaltung wesentlich gestört wird, doch ist dies ein Schönheitsfehler, welcher dem wertvollen Inhalt kaum Eintrag tun kann. R.-I.

Canzuns della Consolaziun, Geistliche Volkslieder aus romanisch Bünden, herausgegeben von Alfons Maissen und Werner Wehrli, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Helbing & Lichtenhahn, Basel 1942. — Das Bündnerland hat uns mit diesen 50 Liedern ein köstliches Geschenk gemacht, für das wir den Bearbeitern und Herausgebern nicht genug dankbar sein können und es ist zu hoffen, dass recht viele zu diesem reizend ausgestatteten Liederbuch greifen und sich nicht nur an seinem Bilderschmuck von der Hand Paul Eichenbergers freuen, sondern auch die Weisen zum Klingen bringen.

Die Lieder des Bändchens stellen nur eine kleine Kostprobe aus der Gesamtausgabe von über 1000 Liedweisen und Varianten dar, die gegenwärtig im Druck ist und in Bälde erscheinen wird. Wir verdanken sie der unermüdliehen Sammeltätigkeit von Tumasch Dolf, Hanns in der Gand, Alfons Maissen, Duri Sialm und Werner Wehrli, welche die Lieder an 18 Orten, vornehmlich des Vorderrheintales aufgezeichnet haben.

Aus dem Geleitwort des Bischofs Dr. Christian Caminada erfahren wir, dass die romanischen Volkssänger, denen die Lieder abgelauscht sind, sich für ihre Texte auf das gedruckte Liederbuch „Consolaziun dell' olma devoziusa“ stützen, welches in seinem jetzt bekannten Umfang im Jahre 1690 erstmals erschienen ist, und seither die für ein romanisches Buch hohe Zahl von neun Auflagen erreicht hat. Diese Sammlung, die Texte ohne Melodien enthält, ist eine Übersetzung eines deutschsprachigen „Seelentrostes“, wie sie ähnlich von dem Kapuziner Procop und andern in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts herausgegeben wurden.

Die Herkunft der Melodien ist weniger einheitlich. Sie sind auch nicht von Anfang an fest mit den Texten verbunden gewesen; das zeigt schon der Umstand, dass unsere Sammler zum gleichen Text zwei oder gar drei unter sich verschiedene Singweisen aufgefunden haben. Durchwandernde Pilger, Geistliche und Studenten, aber auch aus der Fremde heimkehrende Bündner haben dieses Melodiegut zusammen getragen. So ist es nicht verwunderlich, dass wohl nur wenige Weisen im Lande selbst entstanden sind.

Der Hauptbestand der Melodien gehört allerdings, wie die Liedtexte, dem 17. Jahrhundert an. Einige, darunter bekannte Weihnachtslieder, wie

„Es ist ein Ros' entsprungen“, das in der romanischen Fassung „Dad ina rosa nescha“ lautet und „O Jesulein zart“, im Romanischen: „In feagl naschiu en Bethlehem“ (1. Melodie), gehen auf die erste Hälfte des 17. oder ins 16. Jahrhundert zurück; auch Anlehnungen an den gregorianischen Kirchengesang fehlen im Musikalischen so wenig wie im Textlichen (z. B. No. 28 und 30). Daneben ist das 18. und 19. Jahrhundert mit Weisen vertreten. Als Beispiel einer wahrscheinlich im Alpenland entstandenen Melodie sei „Vus leghers precnis dil parvis“ erwähnt, aus der wir Alphornklänge zu vernehmen glauben.

Die Verschiedenartigkeit der Melodien und die freie volkstümliche Überlieferung von Mund zu Mund spiegelt sich in der ungleichartigen Notierung. Da sind Melodien, die sich leicht dem Taktschema fügen, andere wieder sträuben sich dagegen. Dieser Umstand stellt den Notator vor eine Reihe nicht leicht allseitig befriedigend zu lösender Fragen. Vor allem gälte es zu unterscheiden zwischen der Willkür des Vortrages durch unsere Volkssänger oder der Zufälligkeit des einmaligen Singvorganges und der beabsichtigten Form der Liedmelodie. Zudem ist zu bedenken, dass unsere Notenschrift manche Feinheiten des Vortrages in rhythmischer und tonlicher Beziehung mehr nur andeuten, als tatsächlich eindeutig wiedergeben kann. Die Herausgeber haben sich für eine mittlere Linie in der Notierung entschlossen, mit Rücksicht darauf, dass für die Benützung des Büchleins vorwiegend an die Liebhaber des Volksliedes gedacht wurde, dass man aber doch auch dem fachlich Interessierten einen getreulichen Bescheid über das tatsächlich Gehörte geben wollte.

Möge das Liederbüchlein mit dazu beitragen, die Bande der romanischen mit der übrigen Schweiz noch inniger zu gestalten und die Liebe zu unsrer vierten Landessprache, der wohlklingenden und kernigen, zu vertiefen und zu verbreiten.

A. G.

Ausgegeben Juni 1944
